

# Charlaine Harris

# club dead



Die  
Romanvorlage  
zur TV-Erfolgsserie  
**TrueBlood**



Beim Tod meiner Großmutter vor wenigen Monaten hatte ich die Rituale, mit denen der Süden den Tod umgibt, als sehr tröstlich empfunden.

Ich hatte außerdem gewußt, daß meine Eltern und meine Großmutter mich nicht aus freien Stücken verlassen hatten.

Plötzlich stand ich an der Küchentür, die Hand bereits an der Klinke, ohne genau mitbekommen zu haben, wie ich dahin gekommen war. Seufzend schaltete ich das Deckenlicht aus.

Ins Dunkel gehüllt lag ich dann schließlich im Bett – erst jetzt fing ich an zu weinen und konnte lange, lange Zeit nicht wieder aufhören. In dieser Nacht schaffte ich es nicht, die guten Dinge aufzuzählen, die mir im Leben schon widerfahren waren. Im Gegenteil: In dieser Nacht lastete jeder einzelne Verlust, den ich je erlitten hatte, zentnerschwer auf mir. Es schien aber auch wirklich so, als hätte ich mehr Pech als die meisten anderen Menschen. Ich machte einen halbherzigen Versuch, mich nicht dem Selbstmitleid zu ergeben, hatte aber keinen Erfolg damit. Untrennbar mit dem Selbstmitleid verwoben war der Schmerz darüber, nicht zu wissen, was Bill zugestoßen sein mochte.

Ich wollte, daß sich Bill in meinem Rücken zusammenrollte. Ich wollte seine kühlen Lippen im Nacken spüren. Ich wollte, daß seine weißen Finger über meinen Bauch glitten. Ich wollte mit ihm reden. Ich wollte, daß er die schrecklichen Verdächtigungen weglachte, die ich empfand, wollte ihm erzählen, wie mein Tag verlaufen war, von dem dummen Problem, das ich mit den Gaswerken hatte, den zusätzlichen Kanälen, die unser Kabelfernsehanbieter ins Programm genommen hatte. Ich wollte ihn daran erinnern, daß er einen neuen Dichtungsring fürs Handwaschbecken in seinem Badezimmer brauchte, wollte ihm sagen, daß mein Bruder Jason nun doch nicht Vater werden würde (was gut war, da er ja auch kein Ehemann war).

Wenn man ein Paar war, dann war das Schönste daran, das Leben mit jemand anderem teilen zu können.

Aber mein Leben war ja offenbar nicht gut genug gewesen, um es auf Dauer teilen zu wollen.

## Kapitel 3

Als die Sonne aufging, hatte ich gerade einmal eine halbe Stunde lang wirklich geschlafen. Spontan wollte ich aufstehen und Kaffee kochen, aber dann erschien mir das mit einem Mal völlig sinnlos, weswegen ich einfach im Bett liegenblieb. Einmal im Laufe des Vormittags läutete das Telefon, aber ich ließ es klingeln. Es schellte auch an der Tür, aber ich mochte nicht öffnen.

Irgendwann dann – auch der Nachmittag war schon zur Hälfte verstrichen – fiel mir ein, daß es eine Sache gab, die ich unbedingt sofort erledigen mußte: Bill hatte mir doch etwas aufgetragen für den Fall, daß sich seine Rückkehr verzögern sollte! Dieser Auftrag war Bill sehr wichtig gewesen, er hatte darauf gedrungen, daß ich ihm versprach, ihn auf jeden Fall zu erledigen. Nun war genau die Situation eingetreten, die er mir geschildert hatte.

Ich schlafe seit dem Tode meiner Oma im großen Schlafzimmer, das vorher ihr gehört hatte. Ich stand also auf und schleppte mich über den Flur in mein früheres Zimmer. Ein paar Monate zuvor hatte Bill dort den Boden aus meinem alten Wandschrank entfernt und zur Falltür umgebaut. Unter dem Schrank, im Kriechkeller meines Hauses, hatte er sich ein lichtdichtes Schlupfloch gebaut, das durch diese Falltür zu erreichen war. Bill hatte phantastische Arbeit geleistet: Das Versteck war sicher und von außen nicht einsehbar.

Ehe ich die Schranktür öffnete, überzeugte ich mich, daß mich niemand durch das Fenster beobachten konnte. Bis auf ein exakt angepaßtes Stück des Teppichbodens, der auch den Fußboden im übrigen Zimmer bedeckte, war der Boden im Schrank leer. Ich rollte den Teppich beiseite, fuhr mit dem Taschenmesser unten an den Rändern der Schrankwände entlang und öffnete schließlich die Falltür. Ein Blick in das schwarze Loch genügte: Es war vollgestellt. Bills Computer befand sich dort unten, samt Drucker und Monitor und einem Karton voller Disketten.

Also hatte Bill die nun eingetretene Situation ziemlich genau vorausgesehen und die Arbeit, mit der er gerade befaßt war, sorgsam versteckt, ehe er abgereist war. Dabei hatte er nach wie vor auf meine Treue und Zuverlässigkeit gebaut, wo er selbst sich doch mir gegenüber treulos und abtrünnig verhalten hatte. In alle möglichen Gedanken vertieft schüttelte ich den Kopf, schloß die Falltür und rollte den Teppich wieder an Ort und Stelle, wobei ich genau darauf achtete, daß er an den Ecken richtig anlag. Auf den Schrankboden kamen alle möglichen Dinge, für die ich in der kalten Jahreszeit keine Verwendung hatte: Kartons mit Sommerschuhen, eine Strandtasche voller großer Badelaken, eine meiner zahlreichen Tuben Sonnenschutzcreme, der Liegestuhl, auf dem ich mich sonne. In die hinterste Ecke klemmte ich meinen riesigen Sonnenschirm. Zumindest meiner Meinung nach glich der Schrank so einem ganz normal benutzten Wandschrank. Auf der Kleiderstange hingen zudem noch meine Sommerkleider sowie ein paar leichte Bademäntel und Nachthemden. Damit hatte ich Bill den letzten erbetenen Gefallen getan. Diese Erkenntnis traf mich wie ein Schlag, und die Energie, die ich gerade noch empfunden hatte, verpuffte auf Nimmerwiedersehen – ich hatte keinerlei Möglichkeit, Bill wissen zu lassen,

wie getreu und gewissenhaft ich all seine Wünsche befolgt hatte.

Ich fühlte mich zwiegespalten: Ein Teil von mir (der Teil, der am liebsten nur noch gejammert hätte) wollte Bill unbedingt mitteilen, daß ich Wort gehalten hatte. Der andere Teil wäre am liebsten in den Schuppen gelaufen und hätte dort ein paar nette Pfähle angespitzt.

Ich fühlte mich derart hin- und hergerissen, daß mir nichts einfiel, was ich hätte tun mögen. Also schlich ich zurück in mein Zimmer und kletterte ins Bett. Mein ganzes Leben lang hatte ich das Beste aus allem gemacht; stets war ich tapfer, fröhlich und praktisch veranlagt gewesen. Damit war es nun vorbei! Erneut ergab ich mich ganz meinem Kummer, suhlte mich förmlich im Gefühl, elendiglich betrogen worden zu sein.

Irgendwann mußte ich eingeschlafen sein. Als ich wieder erwachte, zum zweitenmal an diesem Tag, war es bereits dunkel, und Bill war bei mir im Bett. Mein Gott, welche Dankbarkeit, welche Erleichterung mich da überkam! Alles würde gut werden! Glücklicherweise spürte ich den kühlen Körper in meinem Rücken und rollte mich noch halb im Schlaf herum, um meinen Vampir in die Arme zu schließen. Der schob mein langes Nylonnachthemd hoch und streichelte mir liebevoll die Beine. Ich legte ihm die Hand auf die stille Brust und schmiegte mich an ihn. Er wiederum schloß die Arme fester um mich und drückte sich an mich. Ich seufzte vor Glück und schob die Hand zwischen uns, um seine Hose aufzuknöpfen. Alles war wieder so, wie es sein sollte.

Nur, daß er anders roch.

Panisch riß ich die Augen auf und schob energisch eine stahlharte Schulter von mir. Dann stieß ich einen leisen Schreckensschrei aus.

„Ich bin’s doch nur!“ erklang eine vertraute Stimme.

„Eric! Was machst du denn hier?“

„Ich mache es mir ein bißchen gemütlich.“

„Du Schwein! Ich dachte, du wärst Bill! Ich dachte, er sei zurück.“

„Sookie, du mußt dich dringend mal waschen.“

„Was?“

„Deine Haare sind dreckig, und mit deinem Atem könntest du glatt ein Pferd umhauen.“

„Mir ist es völlig schnuppe, ob dich das stört“, murmelte ich tonlos.

„Mach schon, geh dich waschen.“

„Warum das denn?“

„Weil wir miteinander reden müssen und ich mir ziemlich sicher bin, daß du hier im Bett keine längere Unterredung mit mir führen möchtest. Ich persönlich hätte ja nichts dagegen ...“, mit diesen Worten schmiegte Eric sich an mich, um mir zu zeigen, wie wenig er dagegen hatte, „... aber in diesem Fall wäre mir die blitzsaubere Sookie lieber, an die ich mich inzwischen gewöhnt habe.“

Die letzte Bemerkung war klug gewählt und traf ins Schwarze: In Windeseile war ich aus dem Bett geschossen. Mein völlig ausgekühlter Körper fand die heiße Dusche wunderbar, und ich war derart erzürnt, daß sich auch mein Innenleben langsam aufheizte. Schließlich überraschte mich Eric nicht zum ersten Mal in meinem eigenen Heim – ich mußte die

Einladung an ihn dringend widerrufen. Was mich bislang von diesem drastischen Schritt abgehalten hatte – und auch diesmal wieder davon abhielt –, war die Vorstellung, ich könne irgendwann einmal auf Eric's Hilfe angewiesen sein. Wäre er dann nicht in der Lage, unaufgefordert mein Haus zu betreten, dann könnte es sein, daß ich tot war, ehe ich ihn hereinbitten konnte.

Ich hatte mir Jeans, Unterwäsche und einen rot-grünen Weihnachtspullover mit Rentiermuster mit ins Badezimmer genommen, einfach nur, weil dieser Pullover zuoberst in der entsprechenden Schublade gelegen hatte. Man hat schließlich nur einen Monat, in dem man diese verdammten Dinger tragen kann – und den nutze ich in der Regel weidlich aus. Ich fönnte mir die Haare, wobei ich wünschte, Bill sei bei mir, um sie mir auszukämmen. Das tat er nämlich gern – und ich hatte es gern, ihn gewähren zu lassen. Beim Gedanken an Bill hätte ich gleich wieder zusammenbrechen können. Rasch lehnte ich daher den Kopf gegen die Badezimmerwand und verharrte so stumm, bis ich mich wieder im Griff hatte. Dann holte ich einmal tief Luft, wandte mich entschlossen dem Badezimmerspiegel zu und klatschte mir Make-up ins Gesicht. Nun, da die kalte Jahreszeit bereits so weit vorangeschritten war, konnte man meine Sonnenbräune weiß Gott nicht mehr als phantastisch bezeichnen, aber dank der Sonnenbank im Videoverleih von Bon Temps schimmerten meine Wangen immer noch recht nett.

Ich bin ein Sommermensch. Ich liebe Sonne und kurze Kleider, das Gefühl der langen Tage voller Sonnenlicht, in denen man alles mögliche tun kann. Selbst Bill liebte die Düfte des Sommers: Er liebte es, auf meiner Haut Sonnenschutzcreme und (er hatte mir feierlich versichert, das sei möglich) sogar die Sonne selbst zu riechen.

Aber das Schöne am Winter waren die langen Nächte – so hatte ich zumindest gedacht, als Bill noch bei mir gewesen war, um diese Nächte mit mir zu teilen. Verzweifelt schleuderte ich meine Bürste einmal quer durchs Bad. Mit recht lautem Klappern, das mich ziemlich befriedigte, landete sie in der Badewanne. Dazu schrie ich, so laut ich konnte: „Du gottverdammter Schweinehund!“ Meine eigene Stimme ein so schlimmes Wort brüllen zu hören beruhigte mich dann mehr, als irgend etwas anderes mich in dieser Situation hätte beruhigen können.

Als ich aus dem Badezimmer trat, traf ich im Zimmer einen vollständig bekleideten Eric an. Er trug das Reklame-T-Shirt einer der Brauereien, die das Fangtasia belieferten („Dies Blut für dich!“ stand darauf), dazu Jeans und er war sogar so aufmerksam gewesen, mein Bett zu machen.

„Dürfen Pam und Chow auch ins Haus?“ fragte er.

Ich ging durch das Wohnzimmer zur Vordertür, um den beiden zu öffnen. Die beiden hockten auf der Hollywoodschaukel, die auf meiner vorderen Veranda steht. Sowohl Pam als auch Chow befanden sich in dem Zustand, den ich als Auszeit bezeichne: Wenn Vampire nichts Bestimmtes vorhaben, sind sie in der Lage, sich sozusagen völlig auszuschalten, sich in sich selbst zurückzuziehen. Dann können sie ganz und gar reglos herumstehen oder herumsitzen, die Augen weit offen, aber ohne etwas zu sehen. Nach einer solchen Auszeit fühlen sie sich erfrischt – so hat es zumindest den Anschein.

„Bitte, tretet ein“, forderte ich die beiden auf.

Bedächtig traten Pam und Chow in mein Haus, wobei sie sich immerfort interessiert umsahen, als befänden sie sich auf einer Bildungsreise. Ah: Bauernhaus, Louisiana, frühes einundzwanzigsten Jahrhundert! Das Haus hatte immer schon unserer Familie gehört, seit es damals, vor hundertsechzig Jahren, erbaut worden war. Als mein Bruder Jason beschloß, auf eigenen Beinen zu stehen, war er in das Haus gezogen, das sich meine Eltern nach ihrer Hochzeit gebaut hatten. Ich war hier geblieben, bei Oma, in diesem so oft umgebauten, so oft renovierten Haus, das sie mir dann in ihrem Testament hinterlassen hatte.

Das, was jetzt mein Wohnzimmer darstellte, war ursprünglich einmal das ganze Haus gewesen; diverse Anbauten, zu denen auch die moderne Küche und die Badezimmer gehörten, waren später hinzugefügt worden und noch vergleichsweise neu. Das Obergeschoß – wesentlich kleiner als das Erdgeschoß – hatte man Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts aufgestockt, als es eine Generation Kinder unterzubringen galt, die allesamt das Säuglingsalter überlebt hatten. Ich ging dieser Tage selten dort hinauf. Im Sommer war es unter dem Dach drückend heiß, trotz der Klimaanlage, die wir in die einzelnen Fenster hatten setzen lassen.

Meine Möbel waren ausnahmslos alt, ohne bestimmten Stil und auf absolut konventionelle Art sehr gemütlich. Im Wohnzimmer standen Sofas, Stühle und ein Fernseher samt Videogerät. Vom Wohnzimmer aus gelangte man in einen Flur, von dem zur einen Seite mein großes Schlafzimmer, das über ein eigenes Bad verfügte, sowie ein weiteres Badezimmer und mein früheres Schlafzimmer abgingen. Auf der anderen Flurseite standen die Schränke für Weißwäsche und Mäntel. Wenn man den Flur durchquert hatte, gelangte man in den Koch- und Eßbereich, der kurz nach der Hochzeit meiner Großeltern angebaut worden war. An die Küche schloß sich eine riesige überdachte Veranda an, deren Seiten ich gerade mit Fliegendraht geschlossen hatte. Diese Veranda beherbergte neben einer wirklich sehr nützlichen, uralten Sitzbank noch meine Waschmaschine, den Trockner, sowie ein paar Regale.

In jedem Zimmer hingen ein Deckenventilator und an einem diskret angebrachten kleinen Haken eine Fliegenklatsche. Die Klimaanlage pflegte meine Großmutter nur dann einzuschalten, wenn es wirklich nicht mehr anders ging.

In den ersten Stock gelangten Pam und Chow nicht – dafür entging ihnen aber im Erdgeschoß auch nicht das kleinste Detail.

Als die beiden sich endlich an dem alten Tisch aus Kiefernholz niedergelassen hatten, an dem bereits ganze Generationen der Familie Stackhouse ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten, hatte ich das dumpfe Gefühl, in einem Museum zu wohnen, dessen Bestand gerade neu katalogisiert worden war. Ich holte drei Flaschen TrueBlood aus dem Kühlschrank, wärmte sie in der Mikrowelle, schüttelte jede einzelne Flasche sorgsam durch und knallte sie vor meinen Gästen auf den Tisch.

Chow, der erst seit ein paar Monaten im Fangtasia arbeitete, war im Grunde ein Fremder für mich. Ich nahm an, er habe sich in die Bar eingekauft, wie der andere Barmann vor ihm es ebenfalls getan hatte. Chow war stark tätowiert in einem akkuraten, asiatisch